

Das verlorene Paradies in einem Glas Gin wiederfinden

Alles fließt! Auf Ihr Spezielles! Nie wieder Tee-Totalitarismus! Eine Konferenz zu den Trinksitten der frühen Neuzeit

Der „hydraulic turn“ in der Physiologie kam spät, erst im vor Entdeckungen berstenden siebzehnten Jahrhundert, und zwar im naturwissenschaftlich führenden England: William Harveys Erkenntnisse über den Blutkreislauf zeigten einen neuen Menschen, in dem es strömte und floss, als hätte sich das „panta rhei“ des Heraklit durch die Hintertür doch noch erfüllt. Dabei stand der Verflüssigung des galenschen Lebensgeistes eigentlich nie etwas im Weg, hatte man sich doch immer schon als Teil eines größeren hydraulischen Systems erfahren. Schließlich ähnelt der Körper dem Abschnitt eines Flusses zwischen zwei Schleusen. Was genau floss um 1700 im reichen britischen Empire durch einen Körper hindurch? Wasser, Milch, in selteneren Fällen Tee und Kaffee - und in immer größeren Quanten Alkohol: Bier, Wein, Gin und Rum.

John Locke, so sehr Arzt wie Philosoph, konstatierte in seinen „Gedanken über Erziehung“ (1693): „Nichts gibt man Kindern in England so gewohnheitsmäßig wie dieses“, nämlich „Wein und Spirituosen“, und „nichts ist ihnen so schädlich“. Nur wenn ärztlich verordnet, solle die Jugend sich an Hochprozentigem laben. Was war die Alternative? Locke macht Edward Clarke, dem Vater seines Schützlings, folgende Vorschrift: „Sein Getränk sollte nur Dünnbier sein.“ Verantwortunglos war das nicht unbedingt, denn ordnungsgemäß gebrautes Bier konnte gesünder sein als Wasser.

Weit gefehlt wäre allerdings die Annahme, das Bewusstsein für die Gefahren des Alkohols hätte sich linear entwickelt und Mediziner seien seine Vorreiter gewesen: Noch in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts priest in England ein Arzt wie Robert Bentley Todd die unbegrenzt segensreichen Wirkungen des Alkohols, nachdem sich längst eine starke, aber unwissenschaftliche Abstinenzbewegung gebildet hatte. Auf diese Spannungen machte jetzt der Medizinhistoriker Jonathan Reinartz (Birmingham) in Bonn aufmerksam. Anlass war eine von den Anglistinnen Barbara Schmidt-Haberkamp (Bonn) und Susanne Schmid (Bochum) organisierte kulturhistorische Konferenz mit dem süffigen Titel „Trinken im 18. und 19. Jahrhundert“.

Bekannt ist das englische Gin-Problem des achtzehnten Jahrhunderts: Aufgrund hoher Zölle war der Import von Spirituosen unrentabel, während die Regierung zugleich die unzensurierte Gin-Produktion erlaubt hatte, was zu massenhaft minderwertigem Fusel, hernach zu sozialen Kollateralschäden und entsprechenden

„Gin Acts“ führte. Wie verworren die Traditionslinien aber im Einzelnen waren, das zeigt sich erst, wenn man – wie nun in Bonn – das Gesamt der frühneuzeitlichen Trinkkultur und ihrer Institutionen vom plebejischen Ale House bis zum intellektuell geprägten englischen Kaffeehaus in den Blick nimmt. Obwohl Habermas' These, das Prosperieren der Trink-Lokalitäten korrespondiere der Formierung einer neuartigen politischen Öffentlichkeit, als zu idealisierend kritisiert wurde – ähnlich auch das pauschale Perfektibilitätsmodell zunehmender Zivilisierung von Norbert Elias –, folgte man dieser Argumentation weitgehend doch, mühte sich aber um Dif-

manenten Interpretationen einzelner Romane aus dem neunzehnten Jahrhundert nur bedingt verwendbare Erkenntnisse bei: Alkohol steht bei Thomas Hardy in Verbindung mit einer säkularen Hölle, bei dem kaum noch bekannten Realisten George Gissing erscheint er als tragischer Tröster, Tee wiederum symbolisiert bei Susan Warner Intimität und Spiritualität. Jeder Romanautor lässt also anders trinken. Demgegenüber vermochte Fritz-Wilhelm Neumann (Erfurt) die Trink-Referenzen im Werk von Ned Ward, einem der um 1700 bekanntesten Satiriker, plausibel in der politisch aufgeheizten Atmosphäre seines Zeitalters zu verorten. Gera-

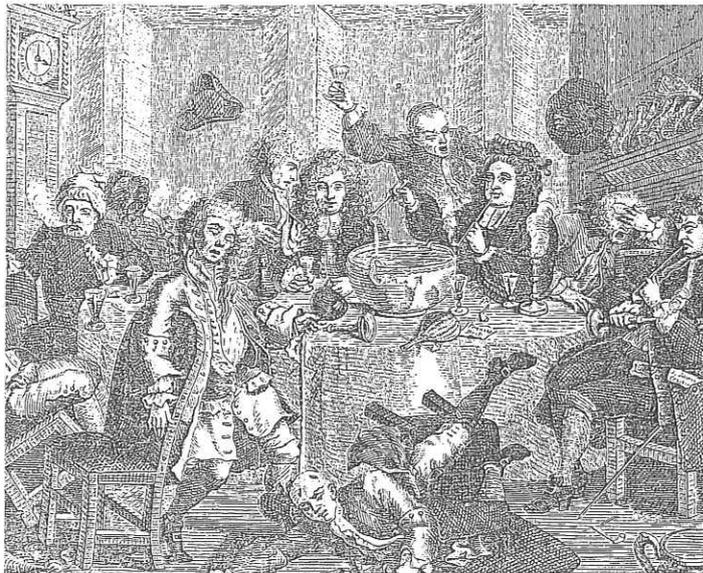
wichtig, wie Rolf Lessenich (Bonn) herausstellte: Trotz der vielen Gesundheitsargumente war es doch im Kern eine Attacke strikt antikatholischer Whigs gegen die hedonistischen – respektive als solche diskreditierten – Tories.

Die zentrale Diskussion der Konferenz entzündete sich an der auch heute virulenten Frage, ob man mit der These, Alkoholmissbrauch sei zuvörderst ein Unterschichtenphänomen, in blinder William-Hogarth-Gefolgschaft einem ideologisch gefärbten Stereotyp aufsitze. Unbestritten ist, dass sich auch die Eliten an Alkohol gütlich taten. Man finde jedoch in den Akten kaum Hinweise auf alkoholbedingte Ausschreitungen von Gebildeten, so John Carter Wood (Milton Keynes), der zahllose englische Gerichtsprozesse des neunzehnten Jahrhunderts untersucht hat, in denen es um Totschlag unter Alkoholeinfluss ging. Die nur in Extremfällen die Gerichte beanspruchende Arbeiterklasse habe allerdings gute Gründe gehabt, zu trinken (soziale Stabilisierung und öffentliche Kämpfe auszutragen (Konfliktregulierung)). Deshalb dürfe Alkohol nicht nur als Ursache von Problemen gesehen werden, sei er doch zugleich Teil ihrer Lösung. Dass der Karikaturist Hogarth mit seinen scharfen Sozialsatiren, in denen die Unterschicht keine schmeichelhafte Rolle spielt, seiner Meinung nach aber im Großen und Ganzen richtig lag, daran ließ Wood keinen Zweifel.

Der Regensburger Volkskundler Gunther Hirschfelder hielt – ebenfalls gestützt auf eine breite Datenbasis, diesmal auf Quellenmaterial aus Kommunalarchiven der Region Manchester – dagegen. Die gängige Ansicht, der Alkoholkonsum der Arbeiter während der industriellen Revolution habe ins Exzessive geneigt, sei eine Zuschreibung bürgerlicher Kritiker. Tatsächlich sei von Arbeitern zwar viel Bier und Gin getrunken worden, doch dies nicht zuletzt, um das gestiegene Ansehen zu demonstrieren. Man habe dabei gezielt die Gepflogenheiten von Handwerkern und Bürgern kopiert. Die wirklichen Unterschichten, so Hirschfelder weiter, hätten schon deshalb wenig Alkohol konsumiert, weil sie sich diesen – anders als heute – gar nicht hätten leisten können.

Harmonisieren ließen sich diese beiden Perspektiven auf der ansonsten harmonischen Konferenz nicht, was bedeutet: Eine Frage ist gestellt. Und das ist wohl das beste Ergebnis, das eine Tagung haben kann. Bis die Antwort eintrudelt, mag indes gelten, was schon Goethe als besten Pausenfüller beschwor: Ergo bibamus!

OLIVER JUNGEN



Kupferstich nach William Hogarth, „A Midnight Modern Conversation“ 1733 Foto Ullstein

ferenzierungen. So konnte Susanne Schmid zeigen, dass ein Blick in die Provinz gewohnte Abgrenzungen in Frage stellt: Das „Roadside Inn“, das frühneuzeitliche Motel an großen Reiserouten, beherbergte anders als die schichtenspezifisch zugeschnittenen Londoner Lokale und Salons einen viel breiteren Querschnitt der Gesellschaft und war alles andere als eine außerparlamentarische Volksvertretung, harrt aber noch seiner kulturhistorischen Erschließung.

Die meisten der vortragenden Literaturwissenschaftler trugen mit sozialhistorisch aufgebohrten, letztlich aber werkim-

dezu idealtypisch lasse sich an Ward beobachten, wie die Tories gegen den erstarkenden Fundamentalismus ihrer Gegner zu Felde zogen. So sabotiert eine von Wards antipuritanischen Hymnen auf die Lebensfreude geschickt das religiös verbrämte Enthaltensamkeitsgebot, indem es dem Alkohol apothetische Kräfte zugeht: „Then still let the bumper round Christendom pass, For Paradise lost may be found in a glass“. Vor diesem Hintergrund erhält auch die als „Temperance Movement“ oder „Teetotalism“ bekannte Abstinenzbewegung des frühen neunzehnten Jahrhunderts eine andere Ge-